

Das Besondere zum Allgemeinen machen

Ich bin Teil eines Redaktionskollektives, das jedes Jahr die Zeitschrift *PS | Anmerkungen zum Literaturbetrieb*: Politisch Schreiben herausgibt. Wir verstehen uns als ständig wachsendes Netzwerk, das dem Literaturbetrieb, wie er ist, ein solidarisches Ganzes entgegenstellen will. Die Autor*innen, die wir veröffentlichen, sind teils bekannte Namen und teils völlig unbekannte. Wir wollen damit Literatur auf Augenhöhe publizieren.

Je geschärfter der Blick dafür wird, wer im deutschsprachigen Raum gefördert wird, desto klarer ist auch sichtbar, wer es eben nicht wird. Unsere Autor*innen sind oft über der magischen 35-Jahre-Grenze, bei welcher die Nachwuchsförderung meist aufhört. Sie haben einen Migrationshintergrund, sind nichtbinär, haben Psychiatrie- oder Gefängniserfahrung, sind politisch aktiv, etc. Bei uns muss niemand diesen Hintergrund zu einem thematisch wertvollen Text verarbeiten, wie es in der Gegenwartsliteratur gefordert wird. Unser Anliegen ist es, Autor*innen zu veröffentlichen, die sich politisch positionieren, das aber nicht über ihre literarischen Texte beweisen müssen.

Gerade ist für uns eine gute Zeit. Feminismus und queere Lebenswelten sind „Thema“. Manche unserer Förderungsgesuche werden gutgeheißen. Das Schwierige daran ist, dass ein „Thema“ irgendwann auch wieder out ist. Es ist bestürzend zu sehen, wenn an einer Veranstaltung wie „50 Jahre Stonewall“ im Zuge des Poesiefestivals Berlin von einer Sponsorin verkündet wird: „Letztes Jahr hatten wir eine Veranstaltung zum Thema Klimaschutz, dieses Jahr zum Thema Stonewall.“ Lebensrealitäten sind kein Thema. Sie sind das, was uns ausmacht. Wir können uns nicht davon befreien und wir wollen es nicht. Wenn „Migrationsliteratur“ gerade in ist, ist sie irgendwann auch wieder out. Wenn in einer Jury zur Vergabe von Preisen hauptsächlich weiße, heterosexuelle Männer sitzen, ist nicht viel damit gewonnen, wenn auch people of colour bedacht werden. Oder: Eine Frauenquote von dreißig Prozent in einem Literaturhaus ist kein Grund zur Freude. Wenn sie aus ausschließlich weißen, heterosexuellen Frauen besteht, dann noch weniger. Deshalb dürfen unsere Lebensrealitäten auch kein „Thema“ bleiben, sondern müssen strukturell in die Gestaltung der Förderlandschaft miteinfließen.

Das bedeutet: Jury-Besetzungen müssen transparent, paritätisch und nach Diversity-Kriterien erfolgen; Förderinstrumente müssen so gestaltet sein, dass sie für Literaturschaffende mit unterschiedlichen Lebenssituationen und gesellschaftlichen Positionen wahrnehmbar sind; und es braucht mindestens eine Diskussion über das alleinige Entscheidungskriterium der „künstlerischen Qualität“, wenn nicht seine Ergänzung durch Quoten oder seine völlige Abschaffung durch ein quotiertes, gestaffeltes Zufallsprinzip. Unser Begriff von (guter) Kunst entwickelt sich nicht außerhalb von gesellschaftlichen Machtstrukturen, und künstlerische Qualität ist kein neutrales Kriterium.

Vor einiger Zeit hat mir ein Autor bei einer Lesung gesagt: „Schicksale haben wir alle. Literatur ist Sprache.“ Für mich ist diese Aussage in ihrer Ignoranz kaum zu überbieten. Literatur *ist* Schicksal. Und eine weiße, heterosexuelle, akademische Weltsicht ist *nicht* die Norm. Sie ist nur eine Lebenswelt von vielen, die aber durch ihre Stellung das größte Sprachrohr besitzt und sich so zur Norm ernennen kann. Man muss ein immenses Privileg genießen, wenn man Sprache als

eine vom Leben losgelöste Sache ansehen kann. Gerne möchte ich an dieser Stelle aus unserem PS-Selbstverständnis zitieren: Frauen- und Minderheitenliteratur gibt es nicht. Frauen und Minderheitenliteratur gehört gefördert.

Yael Inokai, Autorin